Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 183. Bromberg, den 28. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepse.

Roman von Carl Schüler.

(11. Fortsetzung.

Dorival, der die spanische Sprache recht geläufig beherrschte, erkannte an den vielen orthographischen Fehlern der Widmung, daß der tapfere General Alvarez mit der Rechtschreibung auf Kriegsfuß stand und ihr gegenüber nicht siegreich war.

„O, Sie haben hohe Verbindungen?" staunte er.

Herr Labwein warf sich in die Brust.

„Merken Sie wohl auf, Herr Rotmüller, was ich Ihnen jetzt sage," predigte er. „Mein Freund, der General Alvarez de Almeida, ist kürzlich wegen seiner Verdienste um das Land zum Präsidenten der Republik Costalinda gewählt worden."

„Costalinda?" fragte Dorival. „Was für ein Land ist das?"

Herr Direktor Labwein schüttelte den Kopf.

„Na, so was!" lächelte er, „in Elberfeld ist man, wie es scheint, in der Geographie schwach. Costalinda ist ein ganz bedeutendes Land, ein sehr reiches Land. Es liegt in Mittelamerika. Keine Räuberrepublik, wenn ich bitten darf. Ein Land mit sehr geordneten Finanzen."

„Ja, ja," schien sich jetzt der Herr aus Elberfeld zu erinnern, „ich habe natürlich schon davon gehört. Ich wußte nur im ersten Augenblick nicht gleich Bescheid. Mit dem Präsidenten dieses Landes stehen Sie also in Verbindung, Herr Direktor?"

Labwein zeigte auf die Photographie und sagte voller Stolz: „Sie sehen ja, er schenkt mir ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift. Das geben solche hohen Herren nur ihren besten Freunden. Wem schenkt der Kaiser ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift? Einem anderen Fürsten, einem Minister, dem Botschafter einer Großmacht. Na also! Was wollen Sie mehr? Ein Brief von mir an meinen Freund Alvarez, und Sie sind Konsul der Republik Costalinda. Wenn Sie wollen, sogar Generalkonsul."

„Da habe ich ja wirklich Glück gehabt, daß ich gerade bei Ihnen meinen ersten Besuch in der Angelegenheit gemacht habe," freute sich Dorival. „Ich habe sehr viele Angebote bekommen."

„Werfen Sie den ganzen Schwamm ins Feuer," riet Labwein. „Wenn Sie es sich 150 000 Mark kosten lassen, werden Sie Generalkonsul. Ihr Schwiegervater wird Ihnen seine beiden Arme öffnen. Generalkonsul Rotmüller, darin liegt Schwung. Sie haben Zutritt zu den allerersten Kreisen. Zu den Hoffesten können Sie geladen werden. Ein Orden fällt auch noch ab, ein schöner Stern, an einem blauen Band um den Hals zu tragen, der Großstern der Ehrenlegion der Republik Costalinda. Sieht aus, wie einer der schönsten preußischen Orden."

Der Herr aus Elberfeld schien von diesen Aussichten entzückt. Er rieb sich vergnügt die Hände und bot dem Mann, der so hohe Ehren zu vergeben hatte, noch einmal seine Zigaretten an.

„Ich wollte eigentlich über 100 000 Mark nicht hinausgehen," sagte er. „Allerdings, wenn ich Generalkonsul werden würde und den Großstern der Ehrenlegion bekäme, käme es mir auch auf etwas mehr nicht an."

„Da haben Sie recht," bestätigte Herr Labwein. „Eine solche Sache ist immer mit Unkosten verknüpft, und ich freue mich, daß Sie das einsehen. Alvarez ist der ehrlichste Mensch von der Welt, aber ein Geschenk, wenn es nicht zu klein ist, nimmt er an. Natürlich nur von einem guten Freund. Ich werde alles einleiten. In drei bis vier Monaten sind Sie Generalkonsul und besitzen den Großstern der Ehrenlegion von Costalinda. Sie zahlen mir 150 000 Mark, ohne von mir eine Abrechnung über das Geld zu verlangen. Sie verstehen, solche Geschäfte sind Vertrauensgeschäfte. Darüber gibt man nichts Schriftliches aus der Hand. Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit."

Leute aus der Provinz sind mißtrauisch.

Herr Labwein war durchaus nicht erstaunt, daß der Fabrikant aus Elberfeld nicht gleich mit Freuden auf seinen Vorschlag einging. Der Vorschlag, die große Summe ohne Quittung, ohne Garantie dem anderen auszuhändigen, schien Herrn Rotmüller nicht recht zu behagen.

„Sie werden entschuldigen, Herr Direktor, wenn ich mich zunächst noch etwas informieren möchte," sagte Dorival. Dann fragte er:

„Ist denn bisher die Republik Costalinda in Berlin nicht durch einen Konsul vertreten gewesen?"

„Aber natürlich hat Costalinda hier einen Konsul. Und was für einen. Draußen im Grunewald wohnt er, eigene Villa, eigenes Automobil. Kommerzienrat ist er auch. Ja, was denken Sie denn? Ein Land, wie Costalinda, ein Land von solcher Bedeutung, das hat einen erstklassigen Konsul nötig. Einen Mann, der repräsentieren kann. Sie müssen in jedem Jahr zwei diplomatische Bälle geben, Herr Rotmüller. Ich hoffe, Sie werden bei den Einladungen auch den Mann nicht vergessen, den der Präsident Alvarez seinen ausgezeichneten Freund nennt."

Dorival erichte seinem Gegenüber treuherzig die Hand.

„Ich hoffe, Sie recht häufig bei mir als Gast zu sehen, Herr Direktor. Aber warum behält denn dieser Kommerzienrat nicht das Konsulat?"

„Ich stürze ihn!"

Der kleine Mann mit dem Spitzbart reckte sich wild auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Er ist ein unwürdiger Mensch, der gegen die Regierung meines Freundes Alvarez Ränke spinnt. Aber ich habe ihn in der Hand. Ich vernichte ihn. Er dünkt sich mir gegenüber vielleicht groß und mächtig, weil ich keine Villa habe und kein Automobil und weil ich nicht Kommerzienrat bin. Aber auch eine Mücke kann stechen, und schon mancher ist an einem Mückenstich zugrunde gegangen. Ich werde ihn zugrunde richten, den Herrn Konsul und Kommerzienrat Rosenberg."

Herr Rotmüller aus Elberfeld schien von den Ausführungen des Direktors Labwein, trotz der temperamentvollen Art, in der er sie vorgetragen hatte, nicht ganz beruhigt zu sein.

„Sollten Sie da vielleicht nicht doch Ihren Einfluß etwas überschätzen, Herr Direktor," fragte er. „Gewiß ist der Herr, den Sie nannten, ein reicher Mann, der sich zu behaupten wissen wird. Sie sagten doch selbst, Präsident Alvarez wäre Geldgeschenken gegenüber nicht unempfindlich."

„Ich sagte: Er nimmt von Freunden Geschenke an!" korrigierte Labwein die Ansicht seines Besuchers. „Der Konsul Rosenberg zählt aber nicht zu den Freunden des Präsidenten. Er gehört von jeher zur Gegenpartei. Das

weiß auch der Präsident. Es bedarf nur eines kleinen Anstoßes, und der Herr Rosenberg ist gestürzt. Dieser Anstoß liegt in meiner Brieftasche. Hier!"

Er schlug sich ein paarmal bedeutungsvoll auf die Brust.

Dorival senkte den Kopf. Er tat, als überlege er. In Wirklichkeit wollte er seinem Gegenüber sein triumphierendes Lächeln nicht zeigen. Also nicht im Geldschrank pflegte Herr Labwein den Brief aufzubewahren, sondern er trug ihn mit sich herum. Das vereinfachte die Sache sehr!

Labwein, der annahm, sein Besucher stoße sich an der Höhe der geforderten Summe, versuchte dem Elberfelder die Hergabe des Geldes schmackhafter zu machen.

„Sehen Sie, Herr Rotmüller", sagte er, „Sie sind mir sehr sympathisch. Ich weiß, wir werden Freunde werden. Ich besitze Menschenkenntnis, das können Sie mir glauben. Ich sehe Ihnen an, Sie sind ein ehrlicher Mann. Mit einem ehrlichen Mann mache ich gern Geschäfte. Und ich werde mit Ihnen Geschäfte machen. Das Geld, das Sie jetzt ausgeben, um Generalkonsul zu werden und den Großstern der Ehrenlegion von Costalinda zu erhalten, werde ich Ihnen zurückgeben, innerhalb von zwei Jahren. Was sage ich, innerhalb von einem Jahr. Ich werde Sie in den Aufsichtsrat von einigen großen Gesellschaften bringen. Sie werden Tantiemen vom Reingewinn erhalten, die höher sind wie ein Ministergehalt. Ernennen Sie mich zu Ihrem Hofbankier, und ich werde Ihnen Geschäfte zuweisen, an denen Sie in einem Jahr das Doppelte von dem verdienen, was Sie jetzt ausgeben. Lassen Sie mich nur dafür sorgen. Interessieren Sie sich für Patente?"

„Später, später", vertröstete Dorival den Geschäftsmann. „Heute noch eine Frage: Läßt sich die Sache nicht etwas beeilen? Sie meinten, Sie hätten drei bis vier Monate nötig, um die Geschichte in Ordnung zu bringen. Könnte nicht innerhalb von zwei Monaten die Sache geregelt sein?"

Herr Labwein lächelte verständnisvoll.

„Sie wollen gern heiraten? Verliebte Leute sind immer ungeduldig. Nun, ich will sehen, was ich machen kann. Ich reise in der nächsten Woche nach England. Wissen Sie zu wem? Zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten in der ganzen europäischen Geschäftswelt. Sehen Sie hier, lesen Sie den Namen."

Er holte von seinem Schreibtisch einen Brief, hielt seine Hand schützend über den Text des Briefes und ließ seinen Besucher nur den Briefkopf lesen. Der Brief war abgesandt von Howard Frederik Byford in Liverpool.

„Die Firma wird Ihnen doch bekannt sein?" fragte, mit einem Anflug von Stolz, Herr Direktor Erich Labwein.

„Natürlich", staunte der Elberfelder Fabrikant, „das ist ja die größte Baumwollfirma Englands. Mit den Leuten stehen Sie in Verbindung?"

„Ich besitze eine persönliche Einladung des Sir Byford", prahlte Direktor Labwein. „Er bittet mich, zu einer Konferenz nach Liverpool zu kommen. Sie wissen doch, man nennt ihn den Baumwollkönig. Da sehen Sie, daß ich nicht nur mit Präsidenten, sondern auch mit Königen auf gutem Fuße stehe. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Rotmüller. Überlegen Sie sich die Sache bis morgen und geben Sie mir morgen Bescheid. Wenn Sie aber wollen, dann ist Vorauszahlung meine erste Bedingung."

„Ich nehme Ihren Vorschlag an", erklärte Dorival und erhob sich. „Ich werde die Sache beschlafen. Morgen teile ich Ihnen meine Entschließung mit, Ich glaube, daß ich das Geld opfern werde. Ich würde dann morgen nachmittag nach Elberfeld fahren, um das Geld flüssig zu machen. Ich kann in zwei Tagen, also am Sonnabend, mit dem Geld wieder zurück sein. Sie hätten es also noch vor Ihrer Reise nach England. Ist Ihnen das recht?"

„Vollkommen, mein lieber Herr Rotmüller."

„Ich würde morgen vormittag wieder um diese Zeit bei Ihnen sein. Es wäre mir lieb, wenn ich nicht zu warten brauchte. Weil ich doch mit dem Mittagszug schon nach Elberfeld fahren möchte."

„Ich werde mich zu Ihrer Verfügung halten und meiner Bürovorsteherin Anweisung geben, daß ich für niemand zu sprechen bin. Mein lieber Herr Rotmüller, es hat mich sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben."

Er drückte Dorival die Hand in fester, biedermännischer Art.

„Ich hoffe, Ihnen dienen zu können."

Er ahnte nicht, was für Gedanken in diesem Augenblick das Hirn seines Gegenübers durchkreuzten. Einen Augenblick lang nämlich durchzuckte Dorival der heiße Wunsch, den kleinen Mann durch einen kräftigen Faustschlag zu betäuben und ihm den Brief zu entreißen. Ein bißchen Brutalität, und er war im Besitz des Briefes.

Er wunderte sich selbst, wie er ruhig lächeln konnte, wie er es über sich brachte, seinem Gegner die Hand zu drücken, sich höflich zu verabschieden . . .

9.

Und das Traurige begab sich, daß der Freiherr von Armbrüster nun wirklich in einen Emil Schnepfe verwandelt wurde . . .

Die Instinkte eines Schnepfe beherrschten ihn.

Er war ganz Hochstapler.

Mehr als Hochstapler!

*

Den ganzen Nachmittag verbrachte er auf seinem Zimmer. Wirre Pläne stiegen in ihm auf, die er aber bald wieder als undurchführbar verwarf. Er wurde nervös, gereizt. Er bedauerte, sich heute morgen nicht mit Gewalt in den Besitz des Briefes gesetzt zu haben. Gegen Abend ging er aus. Er war zu keinem Entschluß gekommen.

Er wußte nicht recht, was er mit seiner Zeit anfangen sollte. Eine Stunde war er planlos durch die Straßen geschlendert, immer nur darauf bedacht, von keinem Bekannten gesehen zu werden, und mit dem Gedanken beschäftigt, wie er dem Direktor Labwein den Brief wegnehmen könne, den dieser vorsichtige Mann mit sich auf der Brust herumtrug und den er in der nächsten Woche an Sir Byford zu verkaufen gedächte.

Eine Möglichkeit gab es.

Wenn es ihm gelang, den Herrn Direktor Labwein in eine obskure Weinkneipe zu schleppen, ihn dort voll süßen Weines zu pumpen und ihm, wenn er betrunken war, die Brieftasche abzunehmen, dann hätte er sein Ziel erreicht. Die offene Frage war nur die, ob der schlaue Winkelbankier sich auf eine solche Kneiperei mit einem ihm noch ganz fremden Menschen einließ. Das schien Dorival mehr als zweifelhaft. Aber es mußte versucht werden . . .

Man sieht: Ganz Schnepfe!

Schließlich landete Dorival in einem Lichtspiel-Theater. Er war müde geworden, wollte an etwas anderes denken.

Er setzte sich in den Hintergrund einer Loge und ließ teilnahmslos die Bilder auf der Leinwand an sich vorüberziehen. Plötzlich prägte sich seinen Augen ein Wort ein, das groß und breit, als Titel eines Schauerdramas, auf der Leinwand erschien: Opiumrausch. Das Wort haftete. Es gab seinem Denken eine neue Richtung.

Opium!

Opium betäubt so weich und sanft. Es lullt in wonnige Träume. Es war das, was er brauchte. Und das Beste war, er verfügte über Tschandu, wie die Chinesen den Extrakt aus Rohopium nennen. Er hatte einmal, der Wissenschaft wegen, in Buenos Aires eine Opiumhöhle besucht und sich dort ein kleines Blechdöschen des gefährlichen Zeuges gekauft. In seinem Schlafzimmer, in einem kleinen Schränkchen, das allerlei Arzneimittel enthielt, stand auch sein Rauchopium.

Direktor Labwein war ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher. Wenn er den Tabak einer Zigarette mit Opium mischte, und Labwein diese Zigarette rauchte, so verfiel dieser in die tiefe Bewußtlosigkeit des Opiumrausches. Dann war es eine Kleinigkeit, ihm den Brief abzunehmen.

Mitten während der Vorstellung verließ Dorival das Lichtspiel-Theater. So ging's. Jetzt hatte er den richtigen Weg gefunden. Die Durchführung erschien ihm durchaus nicht schwierig. Er kannte jetzt seine Nerven. Er wußte, was er ihnen zumuten konnte. Er würde mit liebenswürdigem Lächeln, ohne mit der Hand zu zittern, dem Direktor Labwein seine Zigarettendose hinhalten und er würde dem betäubten, wehrlosen Mann ruhig Rock und Weste aufknöpfen und den Brief wegnehmen. Die Sache war ganz ungefährlich. Sie schien ihm schon so gut wie geglückt.

Es mußte nur alles vorsichtig vorbereitet werden.

Den Tabak aus einigen Zigaretten herausnehmen, mit dem Tschandu zu mischen und wieder in die Papierhülsen zu stecken, war ein leichtes Ding. Aber um an das Opium heranzukommen, mußte er sich heimlich in seine Wohnung schleichen. Galdino, der glaubte, er wäre verreist, durfte ihn nicht sehen.

Und dann noch eins.

Um seiner Sache ganz sicher zu sein, mußte er die Wirkung einer solchen Opiumzigarette ausprobieren. Die Dosis dürfte nicht zu schwach sein. Trat nicht völlige Betäubung ein, so war die ganze Sache verloren.

Er beschloß, an Galdino die Wirkung seiner Opiumzigaretten auszuprobieren.

Gegen zwei Uhr nachts schlich er, vorsichtig wie ein Dieb, in seine Wohnung. Ein Glück, daß er die Schlüssel bei sich hatte. In Strümpfen schlüpfte er über den Korridor. Vor der Türe, die zu der Kammer Galdinos führte, blieb er einen Augenblick stehen. Er horchte. Galdino schnarchte laut und gleichmäßig. In seinem Schlafzimmer machte er Licht und ging an die Arbeit. Nur den oberen

Teil des Tabaks in der Zigarette vermischte er mit dem Tschandu. Am Mundstück verwandte er nur reinen Tabak. Tschandu schmeckt bitter und brennt auf der Zunge. Das hätte den Argwohn Labweins erregen können. Die Arbeit glückte vorzüglich.

Nun handelte es sich darum, Galdino eine dieser Opiumzigaretten in die Hände zu spielen, ohne daß der Gelbe eine Ahnung davon hatte, daß sein Herr ihn zu einem Experiment gebrauchen wollte. Der Mulatte war ein ehrlicher Bursche. Obwohl er, wie alle Brasilianer, ein leidenschaftlicher Raucher war, plünderte er die Zigarrenkisten seines Herrn nicht. Er begnügte sich damit, noch lohnende Zigarrenstummel aufzurauchen, und dann gehörten nach altem Brauch alle Zigarren und Zigaretten, die er gelegentlich auf dem Fußboden fand, ihm.

Dorival warf eine der Opiumzigaretten in der Nähe seines Schreibtisches auf den Teppich. Dort würde sie Galdino am Morgen finden und, er kannte seinen Mulatten gut genug, auch sofort rauchen.

Leise, wie er gekommen war, verließ Dorival das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tafeln Mosis.

Einer Berliner Depesche zufolge machte Professor **Grimme** der Universität in Münster in einem Vortrag aufsehenerregende Mitteilungen über die **Entzifferung einer Schrifttafel von Moses**, die vor etwa zwanzig Jahren mit anderen uralten Steintafeln in einem ägyptischen Tempel im Sinai-Gebirge von einem englischen Forscher aufgefunden worden sei. Professor Grimme gelang es, nach Photographien die Inschriften, die in einer dem Hebräischen ähnlichen Sprache abgefaßt sind, zu deuten. Auf einer Tafel fand er drei Zeilen, in denen ein Tempeloberst den Pharaonen dankt, daß sie ihn aus dem Kanal gezogen und zu hohen Würden befördert haben. Er nennt dabei seinen Namen: **Moses**, und aus verschiedenen Gründen sei anzunehmen, daß die Schrifttafeln tatsächlich von Moses stammen.

So weit der Inhalt der Depesche. dem man abwartend gegenüberstehen muß, so lange nicht die Sachverständigen ihr Urteil abgegeben haben. Der Laie sieht sich nämlich gewissermaßen aus Notwehr veranlaßt, mit seiner Bewunderung zurückzuhalten, seit die Filmreklame jenen Grad von Großzügigkeit erreicht hat, auf den auch der Mißtrauischste gelegentlich hineinfällt. Manchmal ertappt man sich beinahe auf dem Verdacht, daß die ganze biblische Geschichte in Hollywood arrangiert wurde, um für Ausstattungsfilme den historischen Vorwand zu bieten. Diese Vermutung ist beileibe keine Verhöhnung der Wissenschaft, sondern eine Andeutung der Unsicherheit des Durchschnittsmenschen, dessen frommer Kinderglaube an die Gelehrsamkeit durch smarte Propagandachefs mitunter mißbraucht wird.

Aber ob das auf haltbarem Schreibmaterial aufgefundene Autogramm Mosis echt ist oder nicht, ob seine Schrifttafeln jetzt wirklich gefunden wurden, ist mehr eine Angelegenheit der Spezialforschung. Für die Allgemeinheit wichtig wäre, daß über Mosis und den Dekalog wieder die Debatte eröffnet würde. Die zehn Gebote, nach dem Urteil der berühmtesten Juristen die Grundlage und der Kern jeglicher Rechtslehre, sind einigermaßen in Vergessenheit geraten und es wäre hoch an der Zeit, ihre Kenntnis wieder aufzufrischen. Das Messer und der Revolver sitzen locker in der Tasche und nur allzuviele fühlen sich dazu berufen, sie anzuwenden, wenn einer ihrer Nebenmenschen durch sein Verhalten nicht ihre volle Sympathie errungen hat. Auch die Achtung vor fremdem Eigentum ist einer sorgloseren Beurteilung von Mein und Dein gewichen und das Bestreben geht hauptsächlich dahin, sich nicht erwischen zu lassen, da es nun schon einmal störende altmodische Gesetzesvorschriften in dieser Hinsicht gibt. Und was das vierte Gebot betrifft, das die Beziehungen zu Vater und Mutter regelt, so geht die moderne aufgeklärte Jugend mit einem Achselzucken über solche Zumutungen hinweg. Der moderne Mensch fühlt sich so frei vom Zwang einengender Vorschriften, daß die Zellen der Gefängnisse manchmal nicht ausreichen, um so viel Freiheitsdurst in die von der Gesellschaft abgesteckten Grenzen zurückzudrängen.

Unsere Zeit scheint zu übersehen, daß schrankenlose Selbstbejahung, wie es Aufklärer so schön nennen, zwar an sich sehr bequem ist, aber nur unter der Bedingung, daß nicht auch andere diese Vergünstigung für sich in Anspruch nehmen, sonst kommt es zu störenden Zusammenstößen. In einer Stadt, in der die Automobile in schrankenloser Selbstbejahung durcheinanderrennen, würde es bald keine gebrauchsfähigen Automobile mehr geben, ein Sonnensystem, dessen Gestirne lediglich nach den Gesetzen schrankenloser Selbstbejahung herumsausen, würde sich selbst vernichten.

So lange man nicht jeden Menschen auf eine Privatinsel setzen lassen kann, wo er genügend Platz findet, sich individuell auszuleben (was gewisse Nachteile hinsichtlich des Komforts hätte), so lange Menschen miteinander leben müssen, bleibt nichts anderes übrig, als die persönlichen Wünsche auf einen Generalnenner zu bringen. Es hätte vielleicht mancher nichts dagegen, in Betonung seines Ichgefühls zu morden, aber es immer peinlich, selbst ermordet zu werden. Die Einigung der einander widerstrebenden Ansichten auf eine mittlere Linie heißt Respektierung des Nächsten, auf daß man selbst respektiert werde.

Der Dekalog ist ein solcher Generalnenner und seine Beherzigung dient nicht allein zur Erhaltung der Frömmigkeit, sondern zur materiellen Selbsterhaltung. So lange man auf seine eigene Uhr in der Westentasche Wert legt, kann man nicht die Brieftasche des anderen für sich reklamieren.

Berliner Kaleidoskop.

Von Egon H. Straßburger.

(Nachdruck verboten.)

Beifallstürme: Das Haus der Nachtigallen. Der Magen von Berlin oder der teure Schweinebraten.

Ich habe in den letzten Tagen verschiedene Male beobachten können, wie ganz anders der Beifall heute in den Theatern usw. ist, als vor etwa zehn oder zwölf Jahren, da der Berliner eine gewisse Steifheit in den Fingern und in den Manieren besaß. Im kaiserlichen Berlin herrschte immer eine gewisse Zurückhaltung, wenn es sich darum handelte, dem Schauspieler oder dem Sänger Dank für seine künstlerische Leistung zu spenden.

Das Charlottenburger Opernhaus hat nach vielen Wandlungen nun das erreicht, was man höchste Kunst nennt. Es ist geradezu eine Wonne, hier einer Premiere beizuwohnen. Ein Elitepublikum allerersten Ranges im Smoking und in Seide präsentiert sich.

Wenn die Ivogrün ihre nachtigallenhafte Stimme ertönen läßt, ist das Publikum so begeistert, daß es nach Vorhangschluß in wildes Entzücken gerät. Zirka fünfzehn Mal hebt sich der Vorhang und ohrenbetäubender Lärm ertönt. So etwas von Indianergeheul und Händeklatschen habe ich noch nicht erlebt; Berlin ist aus dem Häuschen, Charlottenburg ist aus dem Häuschen und das Haus scheint einzustürzen. Hallelujah, Hallelujah!

*

Berlin hat eine Riesenfleischhalle bekommen. Vor ein paar Tagen ist sie mit allem Pomp und wundervoll ausgearbeiteten Reden eröffnet worden. Dies geschah frühmorgens um sechs Uhr. Noch ziemlich verschlafen vom Sonntag waren die Berliner Journalisten mit hungrigem Magen und gespitztem Bleistift zur Stelle.

Eine großzügige Neuorganisation soll von jetzt an einer Viermillionenbevölkerung die Ernährung sicherstellen. Es interessiert natürlich den Leser nicht, wie weit diese Organisation ausgebaut worden ist, viel wichtiger ist, zu erfahren, was in den Riesenräumen an Fleischmassen aufgestapelt dahängt.

Hier ein paar Zahlen:
Zwölftausend Rinderviertel,
Zehntausend gutgemästete Fettschweine,
zirka zweitausend Kälber und an
achttausend Hammel.

Also welch eine Menge Blut muß fließen, um die Berliner satt zu bekommen. Und dabei kann man immer annehmen, daß zwei Drittel der Berliner Familien überhaupt nichts von Schweinen, Rindern, Kälbern und Hammelbraten sehen.

Der Konsum an Fleisch ist, wie mir ein Aufsichtsbeamter mitteilte, seit 1914 sehr zurückgegangen. Er behauptete, daß dreißig Prozent weniger Schlachtungen nunmehr stattfänden.

Lieblich sah es aus, wie an den Ständen, zwischen Schweinen und Kälbern, Girlanden und herrliche Blumen hingen. Die toten Schweine waren wundervoll geschmückt und es war kaum ein Schwein zu sehen, das keine Zitrone im Maul gehabt hätte oder dem nicht Glasaugen usw. eingesetzt worden wären. Die Herren Schlächter hatten Schönheitsgefühl zur Schau getragen, und man hatte den Eindruck, als wollten sie ihr immerhin etwas blutiges Handwerk von der besseren und der erhabenen Seite zeigen.

Stürmisch verlangten die Herren Schlächter Verbilligungsmaßnahmen. Wir waren etwas erstaunt darüber und

meinten bescheiden, die Schweine und Kälber leben doch in ihrer Hand ... Sie aber erwiderten, das mit der Hand sei wohl richtig, aber das mit den Preisen, diese Sache läge in der „Hand" der „stöhnenden" Landwirtschaft.

Es wäre interessant, von der Landbevölkerung zu erfahren, wie sie darüber denke ... einer schiebt es auf den anderen, wie immer im Leben; aber das Schlimmste ist es doch: wir Konsumenten müssen die Zeche bezahlen ...

Allerlei Lustiges vom Heiratsmarkt.

(Nachdruck verboten.)

Das Wörtchen Markt klingt immer nach Geschäft. Warum soll nun auch die Ehe kein Geschäft sein? Wer's noch nicht weiß, lasse sich durch folgende Heiratsanzeige belehren:

„Heirate sofort nette, vermögende Dame mit kleinen Fehlern. Off. u. E. F. 5621." („Potsdamer Tagebl.")

oder in der „Stunde":

„26jähr. Fleischhauerstochter, Israelitin, sucht Ehebekanntschaft mit existenzsicherem Herrn bis 36 Jahre, erhalte Monatsrente 150 Schillinge und täglichen Fleischbedarf. Unter „Absolut seriös 8856" an d. Exp."

In einer hallischen Zeitung konnte man vor einiger Zeit folgenden Stoßseufzer lesen:

„Armer Teufel sucht einen Engel zu heiraten!"

Zu Zeiten macht sich auch das entgegengesetzte Bestreben bemerkbar. Ein Inserat im „Berliner Lokalanzeiger" verzichtet, vermutlich aus Erfahrung, auf die „Engel"-Jungen, denn er schreibt:

„Junger Mann, 21 Jahre, sucht Dame zwecks Heirat. (Dame mit Sprachfehler bevorzugt.) Off. u. 2456 an d. F. B."

Eine wahre Fundgrube für allerlei solcher Scherze ist die „Schönheit", eine Dresdener Zeitschrift. So ist da z. B. zu lesen:

„Junggeselle, 35 Jahre alt, ohne Anhang, sympathisch, kein Mensch der breiten Straße, war unter dem Roten Kreuz im Felde, daher etwas kriegsbeschädigt, durch Kampf gereift, tiefveranlagter Charakter, aber heiteren Sinnes, Frohnatur, Geschäftsmann, sucht Einheirat oder Heirat mit einer Dame christlichen Glaubens, die wanderfroh ist und noch die deutsche Treue besitzt. Zuschr. mit Bild ...."

oder:

„Welche ist es, die mit mir den Weg der Vollendung gehen will und als treue Kameradin am Tempelbau Arbeit am unbehauenen Stein tun will. Meine Seele ist wund und sehnt sich nach Odins Schildmaid. Bin 28 Jahre, Rheinländer. Anfragen unter „Odins Schildmaid". Strengste Verschwiegenheit wird zugesichert. Vermögen nicht erwünscht."

Was der Betreffende eigentlich will? Frage die Götter! Vielleicht ist Odin informiert? Anders hört sich da schon eine sehr materialistisch gehaltene Annonce in der „Berl. Morgenpost" an:

„Geschäftsmann, 38 Jahre, sucht Lebensgefährtin mit größerem Vermögen zwecks Vergrößerung der Schweinemästerei. Off. ...."

Als ein Bubikopfgegner entpuppt sich ein „Lichtkämpfer", ob Gas oder Elektrisch, das wird nicht verraten, in der „Schönheit", der eine Dame „mit großer, abgerundeter Figur und langem, vollem Haar" sucht.

Von einer gehörigen Portion Mutterwitz zeugt auch folgende Offerte:

Heiratsgesuch.

„Ein Junggeselle, nett von Art, sucht eine Frau hübsch und zart. Auch braucht man auf der schnöden Welt, ein Beutelchen gefüllt mit Geld. Ach, schicken Sie Ihr Bildlein fein, unter Chiffre ds. Zeitung ein. Diskretion ist Ehrensache, damit kein anderer drüber lache. Zum Schluß sei noch dies gesagt, es ist ein Lehrer, der dies wagt. Er wohnet auf dem Lande fein, hat eingeschlachtet fettes Schwein, hat Hühner, Enten, Gänse, Garten, warum willst du noch länger warten? Ein neues Haus steht schon bereit, nun, Mädel, ran und eingefreit."

Heinz Beyer.

Bunte Chronik

* **Die neueste „Faust"-Lesart.** In einer kleinen Stadt sollte kürzlich, so berichtet „Das Theater", Goethes „Faust" aufgeführt werden. Eben wird „der Spaziergang" probiert, in dem ein Bürger zum andern zu sagen hat: „Er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister!" Entsetzt hört der Direktor diese Worte und sagt: „Um Gottes willen, das können wir nicht sagen! Gestern ist doch hier in der Stadt ein neuer Bürgermeister gewählt worden, wir machen uns ja die ganze Bürgerschaft zum Feinde!" Aber bald hatte er einen anderen Ausweg gefunden. Der Schauspieler mußte sagen: „Er gefällt mir — nicht? — der neue Bürgermeister!"

*

* **Die Reklamepost der Filmsterne.** „Welche Aussichten habe ich in Hollywood?" So lautet der Titel eines kleinen Buches, das hinter die Kulissen der Filmstadt und ihrer größten Stars hineinleuchtet. Der Verfasser — augenscheinlich ein genauer Kenner der Verhältnisse — macht dem Neuankömmling nicht viele Aussichten, denn in Hollywood ist der Name nicht „Schall und Rauch", sondern vielmehr alles, und wer keinen berühmten Namen hat, der muß sich erst einen machen, bevor er es in dem Film-Dorado zu etwas bringen kann. Ja, die weltberühmten Stars selber müssen tagtäglich von neuem um ihren Ruhm kämpfen, denn nach dem Ruhm richtet sich die Gage. Als Wertmesser für den Ruhm aber gilt der Umfang der Post, die jeder Filmstar tagtäglich bekommt. Den „Postrekord" hält nach den Angaben des Büchleins Rudolph Valentino, der in jedem Monat 7500 Briefe von Verehrern und Verehrerinnen durchschnittlich erhält. Mary Pickford kann nur mit 4000 Briefen im Monat aufwarten, denn die Männer sind nun einmal schreibfauler und deshalb wird der Star, der die Federn glühender Bewunderinnen in Bewegung setzt, der Diva immer überlegen sein, wenn man das Briefschreiben als Maßstab nimmt. Der Liebhaber aber triumphiert natürlich über den Darsteller der Schurken, und so kann der gefeiertste Intriganten-Darsteller des amerikanischen Films Adolph Menjou nur mit 1500 Briefen monatlich aufwarten. Es ist kein Wunder, daß den Filmstars so viel daran liegt, daß sie recht viele Briefe aus dem Publikum bekommen, wenn sich ihre Post in klingende Münze verwandelt. Man sagt, daß Mary Pickford besonders eifrig ist, ihre Verehrer zum Briefschreiben zu ermutigen, und es soll sogar vorkommen, daß Filmstars Briefe an sich schreiben lassen von Personen, die sie dafür bezahlen.

Lustige Rundschau

* **Blond oder brünett?** Philipp ist verlobt mit einer hübschen Brünetten. Neulich abends sitzen die beiden Verliebten vergnügt beisammen und plaudern unter den Augen der Brautmutter. Er: „Es ist merkwürdig, ich bin im Begriff, dich, eine Brünette, zu heiraten und doch hat mir heute ..." Sie (beunruhigt): „Was ist geschehen?" Er: „Ich habe mir die Zukunft aus den Linien der Hand lesen lassen." Sie (immer ängstlicher): „Nun?" Er: „Die Wahrsagerin hat mir gesagt, daß ich eine Blonde heiraten werde." Sie: „Und hat sie dir nicht gesagt, innerhalb welcher Zeit?" Er: „In drei Monaten." Sie (vollkommen beruhigt): „Oh, dann habe ich noch Zeit genug, blond zu werden."

*

* **Geschäftstüchtig.** Klein-Ilse baut ein kleines Kästchen, das sie, mit Bonbons gefüllt, ihrer Schulfreundin zum Geburtstag schenken will. Die Mutter beobachtet, wie die Kleine auf die Rückseite des Kästchens „Mk. 2.50" schreibt, es dann aber wieder ausradiert. „Was machst du denn da", fragt die Mutter. „Die sollen denken, es kostet zwei Mark und fünfzig." „Und da radierst du es wieder aus?" „Aber Mutti", erwidert die Kleine, „ich hab es doch so ausradiert, daß man es noch lesen kann."

*

* **Bei Mayers** unternimmt der Stammhalter die erste Ausfahrt. Schwiegermutter schiebt, stolz nebenher geht der junge Vater. Sie mustern die Gesichter der Vorübergehenden! Alles grinst! Selbst dem stolzen Vater wird das unangenehm, und er forscht nach der Ursache, bis er schließlich entdeckt, daß vorn am Kinderwagen das Schild des Verkäufers hängen geblieben war: Eigenes Fabrikat!

*

* **Entbehrliche Bücher.** Ein Pfarrer legte seinen Pfarrkindern ans Herz, jene Bücher, die nur Köpfe verwirren und das Herz verderben, zur Vernichtung abzuliefern. Ein Bauer brachte am andern Tage seine und seiner Nachbarn Steuerbücher mit der Bemerkung, daß diese Büchlein ihnen am meisten Kopfzerbrechen machten.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.